

Objekt I

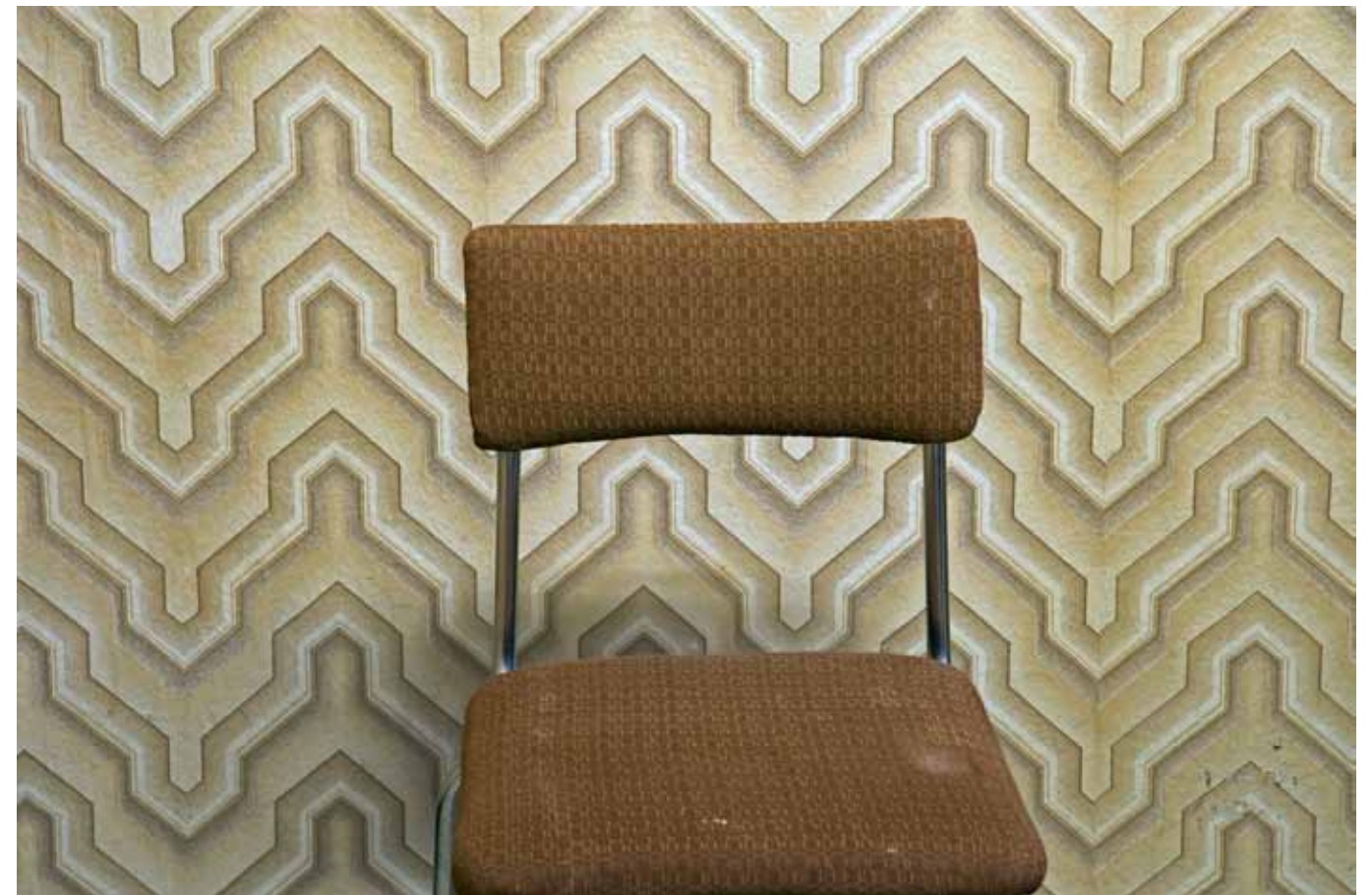
Stasigefängnis und Haftkrankenhaus
Berlin-Hohenschönhausen

Fotografien von Ruth Stoltenberg

Wir waren neun Jugendliche, die jeweils bei Fluchtversuchen in Ungarn festgenommen und nach einer Woche Haft im zentralen Militärgefängnis Budapest mit einer von der DDR- Staatssicherheit gecharterten Maschine nach Berlin geflogen wurden. Angekommen auf einem weit abgelegenen Rollfeld in Berlin-Schönefeld forderte man uns mit vorgehaltener Maschinenpistole auf, in einen der beiden Lieferwagen mit der Aufschrift „Centrum-Warenhaus Berlin-Alexanderplatz“ bzw. „Obst und Gemüse“ einzusteigen. Die Stasimitarbeiter trugen Kittel der jeweiligen Handelsfirma. Als ich fragte, ob man mich nun nach Berlin-Rummelsburg bringen würde, das war das Gefängnis, was man kannte, sagte der Stasimann nur: „Typen wie Sie sind viel schlimmer. Sie werden schon sehen, wo wir Sie hinbringen. Wir sind von der Staatssicherheit. Wir müssen nicht freundlich sein.“ Mit Handschellen gefesselt, saß ich etwa vier Stunden in einer der fünf dunklen Besenschrank großen Boxen des Wagens und hatte große Angst, in einen Wald gebracht und auf der Flucht erschossen zu werden.

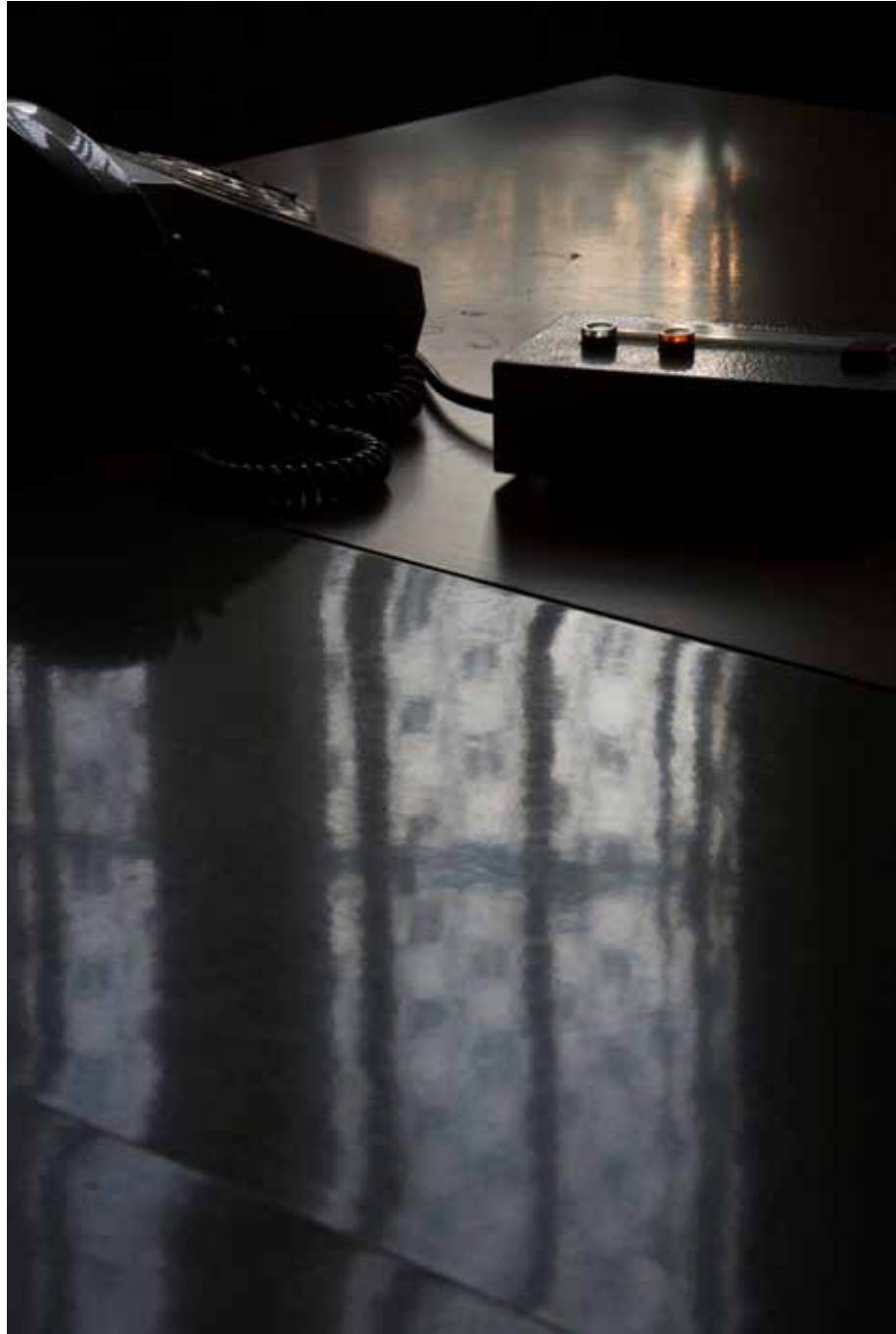
Irgendwann kamen wir dann hier im Gefängnis an, die Türen wurden aufgerissen und sie zerrten uns in eine Garage mit gleißendem Neonlicht. Vor dem Lieferwagen standen fünf Wärter im Halbkreis: breitbeinig, mit schwarzen Reitstiefeln, in hellgrauer Uniform und Schirmmütze. Gummiknüppel wippten in ihren Händen. Sie brüllten, keiften und drohten. Wir mussten uns ganz schnell in einer Reihe neben die Treppe stellen. Mit dem Gesicht zur Wand und die Hände hinter den Kopf. Dann hieß es: „Gürtel ab, Schnürsenkel ab!“ - denn damit könnte man sich ja evtl. in der Zelle aufhängen - und wir mussten dann jeweils einzeln einem der schreienden Wärter ins Gefängnis folgen. Mit dieser Einlieferung ging für mich der letzte Rest Heimat unter. In diesem Moment dachte ich nicht, dass ich in der Realität bin, sondern in einer Filmszene eines Nazifilms. Dies war für mich der größte Schock.

(Mario Röllig)











Je nach Gusto dauerte die tägliche Vernehmung acht oder zehn oder zwölf Stunden. Nachts schlafen ging nicht, weil alle zehn Minuten die Lichtkontrolle anging. Daran wird man sich nie gewöhnen. Man legt sich hin und dann „Klack!“, alle zehn Minuten. Und umdrehen oder einrollen durfte man sich nicht, sonst hat der mit dem Schlüsselbund gegen die Tür gehauen oder am Riegel gerissen. „Nehmen Sie sofort die Schlafstellung wieder ein!“ Wir mussten immer auf dem Rücken liegen, Gesicht zur Wand, Hände auf der Decke.

Einmal gab es ein 72-stündiges Verhör. Die haben sich mit mehreren abgewechselt, aber mich haben sie die ganze Zeit über wach gehalten. Die haben ihre ganz speziellen Methoden entwickelt, da kam man nicht zum Schlafen. Und immer wieder dieselbe Frage: „Wer weiß noch von Ihren Absichten?“ Zersetzungsmaßnahmen nannte man das. Operative Psychologie. Die haben es sich zum Ziel gemacht, den Willen der Häftlinge zu brechen und die Seele systematisch auseinander zu montieren. Studiert haben die das an der juristischen Hochschule Potsdam, der ehemaligen Hochschule des Ministeriums für Sicherheit.

Es sind diese äußerst subtilen Foltermethoden der Stasi, die einen zermürben. Heute noch, nach 32 Jahren, habe ich Einschlafschwierigkeiten und werde drei- bis viermal wach in der Nacht.

(Wolfgang Arndt)







Im Juni 1962 wurde ich von DDR-Grenzsoldaten angeschossen und mit sieben Kugeln im Körper ins Haftkrankenhaus eingeliefert. Eine Kugel hatte meinen Kieferknochen durchschlagen und meine Wange und das Ohr zerlöchert. Der Chefarzt, ein Fachchirurg, erklärte sich für meine Schussverletzung am Kopf als nicht zuständig und ordnete stattdessen an, dass mich ein Mithäftling, ein Zahnarzt, operierte. Als ich bereits im Operationssaal lag, kam ein Stasimitarbeiter herein und sagte: „Lass die OP sein. Wir müssen erst mal Informationen kriegen.“ Dann kam er zu mir: „Geben Sie zu, Sie waren bewaffnet! Erst reden Sie, dann wird operiert!“ Er wollte mich zur Aussage zwingen, denn nur so hätte er die Schüsse rechtfertigen können. Ich wurde ohnmächtig und dann hat man mich schließlich notoperiert.

Gleich am nächsten Tag begann man mit den täglichen Verhören, aber ich war gar nicht in der Lage zu sprechen, weil eine Kugel in meiner Lunge steckte. Zehn Tage lang übten Leutnants, Oberste oder Majore Druck auf mich aus, weil sie glaubten, ich wolle die Aussage verweigern. Erst dann röntgte man mich und erkannte die Ursache für mein Schweigen.

In den drei Monaten, in denen ich im Krankenhaus lag, habe ich keinen einzigen Mitgefangenen gesehen. Alles war streng geheim, niemand durfte von meinen Schussverletzungen wissen. Mehrere Tage und Nächte saß eine Stasi-Schwester an meinem Bett, um mich zu beobachten. Irgendwann ist meine Angst in Wut umgeschlagen und hat mich innerlich gestärkt. Als man mir später die Kugel aus meiner Lunge herausoperieren wollte, habe ich mich geweigert. So trage ich sie noch heute als Beweisstück bei mir.

(Dieter Hötger)







